Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Fünfter Brief aus Welschland
Autor: P.S.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573123

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fünfter Brief aus Welschland.

Mit einer Illustration im Text.

Man weiß gar nicht, wo wehren. Es ist Flut. Man spürt den Völkerbund in die Nähe rücken. Die Leute stehen früher auf. Jeder will seinen Mann stellen, wenn der große Tag anbricht. Bilder, Bücher, Bilderbücher; Gärten, Häuser, Gartenhäuser: dieses Zusammensetz- und Zukunftsspiel würde sich noch eine gute Weile fortsetzen lassen. Genf fiebert.

Zuerst die Bilder. Aus der Fülle einiges Volle. In der „Maison des artistes" stellt der St. Galler Felix Appenzeller aus. Zuerst lebhaft von den Meistern der französischen Moderne angezogen, in denen er auch heute noch die Leitsterne neuerer Kunst erblickt, nachher von van Gogh tief erschüttert, führt er nun schon seit bald zehn Jahren in Genf ein still aufmerksames Leben. Wenn es auch unverkennbar ist, daß Maler wie Otto Vautier und unter den Jüngeren Maurice Barraud, Gustave François und Emile Breßler auf ihn eingewirkt haben: im wesentlichen hat er eine starke, unbeirrte, eigene Note. Die Resultante aus den Einflüssen, die ich genannt habe, wird sich ein jeder selber ziehen können. Was aber Appenzeller auf diesen Grund aufträgt, gehört nur ihm allein. Ihm ist ein Zug zur Einsamkeit wie angeboren, und zwar ist es eine Einsamkeit nicht beschaulicher, sondern streng betrachtender Art. Sein Menschgefühl ist nicht das eines Richters, ebensowenig das eines empfindungsseligen Parteigängers für eine bestimmte Menschenart und -schicht. Dennoch ist er der Schilderer einer Gattung, die so weit ist und doch immer auch so eng, daß sie uns bald als Klasse, bald als Einzelschicksal nahetritt. Er malt gebrochene Naturen, malt alle Grade der unendlichen Skala, in der sie uns entgegentreten. Er kann nicht anders. Und nun trifft es sich, daß mit diesem inneren Zwang die Geschichte und das Ergebnis seiner malerischen Erfahrung genau zusammentrifft. Wenn wir nämlich uns vorstellen, was die Reihe van Gogh, Vautier, Barraud formal und farbig geben wird, so ist es die Verbindung feiner, dehnsamer, geheimnisvoll-unheimlicher Halbtöne mit einem Umriß, mit einer Plötzlichkeit der Darstellung, mit einem Pathos, das in scharfem Gegensatze zu der Gedämpftheit der farbigen Hülle steht und eine seltsame Zwischenstellung zwischen der Sinnlichkeit und dem Sinn herbeiführt. Diese Zwischenstellung ist ja nun eben auch die Lage, in der sich, bald mehr äußerlich, bald durchaus innerlich, die Wesen finden, die Appenzeller packen, die er packt. Die freudigeren Saiten seines Temperaments erklingen in seiner Landschaftsmalerei, in seinen Blumenstücken und Stilleben. Die Ausstellung vom Mai 1919 stellt ihn für immer unter jene Künstler, die unsere Sympathie sich fest zu eigen machen, weil wir von Bild zu Bilde den genauesten Einklang des Ausdrucks und des Eindrucks fühlen.

Vautier sehen wir nun gerade bei Wyatt. Er ist immer derselbe feine Faun und fabelhafte Färber von Graziositäten. Er bleibt es sogar da, wo jeder andere ins Pathetische abirren würde: so malt er die Alsatia im Festgewand; doch ist es die traute Tracht der Heimat, und über den frohen Frauen und Mädchen tut sich der weite Dorfplatz mit dem Gewimmel der rot-weiß-blauen Fahnen auf, die von den Giebeln der Alemannenhäuser flattern. Mit stolzer Sicherheit und leichtem Sinne hingemalt, wirkt das Gemälde als Signal der neu erwachenden Lebensfreude in der Kunst.

In diesem Augenblick kommt mir die Ausstellung von Alice Boners Plastik gerade recht. Auch sie bejaht das Leben. In ihrer Vorstellung gibt es zwei Formen: Tanz und Mutterschaft. Alles, was sie darstellt, bewegt sich um diese beiden Pole. Es ist klar, daß die Mutterschaft in diesem Streite einen schwerern Stand hat als der Tanz. Um so größer ist das Verdienst der Künstlerin; denn ihre Holzplastik „Mutter und Kind" stellt alle ihre andern Vollbringungen in den Schatten, so voll und reif diese an sich auch sind. Diese Formen, die auf eine geahnte Urgestalt zu deuten scheinen, wie sind sie rund und reden von jener Jugend, die zugleich fest und weich ist. Ein Glück für sich

liegt in der Anordnung des Kindes vor der Mutter, ist es doch (wenn man das Werk von der Seite her betrachtet), als ob die beiden Rundungen, von denen die eine die andere umfängt, zusammen wieder nur ein Kronblatt im Blütenstande der Menschheit bildeten.

* * *

Genug von Bildern und Skulpturen! Nehmen wir ein Buch zur Hand. Das erste ist zugleich das beste: es ist ein welscher Gottfried Keller. Das Haus Payot in Lausanne hat ihn neu verlegt, einer der Geschichtsschreiber der welschen Literatur eingeleitet. Der Band enthält unter dem Titel „Le Fanion des sept Braves", der dem Buch als Ganzem dient, das „Fähnlein der sieben Aufrechten", den „Landvogt von Greifensee", das „Tanzlegendchen" und unter dem Namen einer kleinen „Mérette" die Sage vom kleinen Meretlein. Es ist dem Herausgeber offenbar entgangen, daß dem dialektischen Meretlein „Emerentia" zugrunde liegt. Die Vorrede ist verdienstlich, wenn schon da und dort seltsame Farben zur Schilderung der Kultur des Dichters und der deutschen Schweiz verwendet werden und die Huldigung, die dem Dichter dargebracht wird, sehr nach „Gnade vor Recht" aussieht (Seiten 31, 34, 39, 41). Einige Irrtümer (der Herausgeber verkennt sowohl den Titel als den Sinn des „Sinngedichts") seien nur gestreift und unserer Freude der Vorrang gelassen, daß die Westschweiz jetzt ein einigermaßen ausreichendes Mittel in der Hand hat, den nationalen Genius zu fassen.

Von F. Chavannes sendet uns die Leitung der „Cahiers vaudois" drei Werke: „Guillaume le Fou" („Wär ich besonnen, hieß ich nicht der Tell"), „Das Mysterium Abrahams" und „Unter einer Decke, das Glück zu sterben und das Glück zu leben". Von diesem Tell mag in anderm Zusammenhang die Rede sein; die beiden Erzählungen und Schilderungen, die dem Glück gelten, stehen uns näher als Tell und Abraham. Die erste führt uns an einen vor der Zeit ergrauten Mann heran, den Liebesgram und beinahe ein Verbrechen einst aus der Heimat trieb, und der es jetzt, nach vierzig Jahren, dadurch sühnt, daß er das Dorf der Väter, ein Gebrochener, aufsucht. Gebrochen ist er nicht vom Leben — dieses hat er längst bezwungen — gebrochen ist er von der Unterordnung der Liebe unter den Erfolg, der Sehnsucht unter die Forderung des Tages. Und wie er nun im Bergdorf anlangt, sinkt der Mut ihm immer tiefer; er steigt im Gasthaus ab und wagt es nicht, das Dach des Vaters aufzusuchen... Von Tag zu Tag wird er scheuer... In der Wirtsstube gibt er zu trinken, nur daß er die heimeligen Worte der Jugend wieder höre; er schleicht sich auf all die trauten Matten und ins fernste Tal, und wie die eigene Schwester, ihr Mann und ihre Kinder, die ihm doch lieb sind, hart an ihm vorübergehen, drückt er den Hut tiefer in die Stirne... Man findet ihn eines Tages auf seinem alten Lieblingsplatze, entseelt, aber so frohen Ausdrucks liegen, als sei er jetzt so recht erst mit der Erde eins geworden. — Nicht alles ist uns gleich willkommen, was Chavannes und wie er hier erzählt; wir hegen einiges Mißtrauen gegen die bequeme Mystik, die mehr dazu berufen ist, die Schriftsteller aus Ver-

Felix Appenzeller, Genf (St. Gallen). **Bildnis** (1918).

legenheit zu retten, in die etwelche Verstiegenheiten sie gebracht, als daß sie fähig wäre, uns zu überzeugen. Am Schlusse der Erzählung lächelt Chavannes selbst darüber. Vollkommenen Dank aber schulden wir diesem Darsteller — das, wenn der geprägten eines, ist das Wort, das ihn bezeichnet — für das „Lebensglück". Es ist ein großes Gegenstück zu jener vom Kubismus begünstigten, die Kleinigkeiten umlullenden, dem Augenblick Dauer verleihenden Malerei, die im Welschland ein Henri Bischoff pflegt.

Das „Lebensglück" ist völlig klar. Anders steht es mit „Wochen der Leidenschaft" von Pierre-Louis Matthey. Verleger ist Kündig. Er hat Wagemut. Im Falle Matthey würde jeder andere das Manuskript schon nach den ersten Strophen weggeworfen haben. Ich selbst, der ich doch nur über gedruckte Bücher bisweilen zu berichten habe, war nah daran, die Geduld zu verwünschen; auf Seite 67 stieß ich auf den ersten leicht verdaulichen Vers: „Im Traume sah ich die Mutter an hellen Sommers Schwelle stehen". Von da an mehren sich die Verständlichkeiten, und die züngelnden Flammen der Poesie selber geben klarern Schein. Einige dieser Funken sind Meteore in der Düsternis. Während die Mutter noch die vergangene Jugendform des Sohnes in den Erinnerungen sucht, marschiert er schon auf Kriegspfaden des Lebens. ... „Derweilen ich mit wildem Sprung aufs Leben nach Wangen jagte, wie man Früchte pflückt." ... Die glücklichen mengen sich mit den fragwürdigen Epitheta. Die Sache selber, die sie schmücken sollen, harrt im Chaos, bis der Dichter wieder einmal des Weges kommt. Ein Dichter ist er.

* * *

Die Klarheit selbst bringt uns ein freilich nichtdichterisches, aber heiteres, schelmisches, sehr gescheites Buch *). Es heißt „La vie est belle, mais ..." und ist verfaßt von Dr. Krafft. In diesem Hygieniker besitzt die welsche Schweiz einen jener dem ganzen Volke mittelbar oder unmittelbar nutzbringenden Autoren, die es belehren, indem sie es vergnügen, oder umgekehrt. Ernst und Scherz stehen bei Dr. Krafft im traulichsten Verhältnis und helfen einander gegenseitig aus. Wer als deutscher Schweizer diese wohl umgrenzten Stücke liest und auch nur für einen Deut Schulmeister ist, den muß es locken, daß er den Band übersetze. Die paar Zeitwitze muß man einem Manne zugute halten, der seiner seltenen Muße eine solche Schrift ablockt. Von den gelungensten Kapiteln seien die genannt: „Das Nesselhemd", „Rothosen", „Man soll nicht sagen ‚immer'", „Euphorie", „Die Ahnen", „Der Krieg aus der Sternenschau", „Die weiße Gefahr", „Mama ..." — und alle andern.

Ein neues Gebiet betreten wir wiederum mit dem schönen Erinnerungswerk: „Comité international de la Croix rouge. L'Agence internationale des prisonniers de guerre. Genève 1914—1918". Es ist ein Dokument erster Ordnung sowohl für den Krieg wie für den Frieden, reich und aufschlußreich illustriert. Text und Bilder sind gleich wichtig. Genf hat den Völkerbund wohl und schwer verdient. Von Zeugnissen dafür ist der Band übervoll, von Zeugnissen, die nicht in den — sehr sparsamen — Worten dieses Denkmals stehen, sondern erst aus den Bildern und Sachen recht hervorgehen, vorausgesetzt, daß einer Bilder lesen kann. Mit der Fürsorge für die Kriegsgefangenen hat Genf ein edel Werk getan, und es ist eine Freude, einen welschen Brief in diesem Zeichen abschließen zu können.

Dr. Johannes Widmer, Genf.

*) Payot, Lausanne.

Das Gottfried Keller-Bildnis von Karl Stauffer.

(Zur ersten Kunstbeilage.)

Nur in einer photographischen Reproduktion aus Zurlindens „Zürich 1814/1914" einem engern Kreise vertraut*) ist das meisterhafte Bildnis in unserer heutigen Nummer an erster Stelle zur Wiedergabe. Wir machen zugleich auf die prächtige farbige Reproduktion des Gemäldes aufmerksam, die im Auftrage des Lesezirkels Hottingen das Polygraphische Institut in Zürich hergestellt hat. Das auf schwarzen Karton aufgezogene Bildnis kommt in den Handel; der Reinertrag ist für das Gottfried Keller-Haus bestimmt.

*) Mit gütiger Autorisation der Erben Karl Stauffers und Erlaubnis des Besitzers bringen wir dieses